

»Das Wichtigste ist, zu denken, nicht so sehr Fakten zu lernen«

Jürgen Kriz im Gespräch mit Tom Levold¹

TL: Das erste Mal, dass ich etwas von dir gelesen habe, ist nun 44 Jahre her, das war im Wintersemester 1973/1974.

JK: Das war mein Statistikbuch wahrscheinlich.

TL: Ja, das ist damals als Rowohlt-Taschenbuch erschienen. Ich war im ersten Semester meines Studiums der Sozialwissenschaften und habe mir natürlich unter dem Autor einen alten Professor vorgestellt. Ich hatte damals nicht allzu viel Respekt vor Professoren, aber wenn ich gewusst hätte, dass du damals noch nicht mal 30 gewesen bist, hätte ich wahrscheinlich Ehrfurcht entwickelt.

JK: Dann ist ja gut, dass du es nicht wusstest (lacht).

TL: Später haben sich dann unsere Wege immer wieder gekreuzt – was ganz lustig ist, denn damals hätte ich natürlich nie daran gedacht, dass wir uns überhaupt jemals begegnen würden. Und wenn wir einen Bogen bis heute schlagen wollen, dann wird ja deutlich, dass die Beschäftigung mit Methodologie, Wissenschaftstheorie usw. seit deinen jungen Jahren einen roten Faden in deiner Karriere darstellt – auch wenn da noch sehr viele andere Aspekte hinzukommen. Das hat Hintergründe, über die wir heute reden wollen. Vielleicht erzählst du einfach mal, in welche Familienkonstellation du hineingeboren worden bist. Du bist ja ein paar Monate vor Kriegsende auf die Welt gekommen?

JK: Ich wurde in Ehrhorn – in der Lüneburger Heide – geboren. Nicht weit weg von Hamburg, wo wir ausgebombt und deswegen evakuiert waren. Bald sind wir dann wieder nach Hamburg gezogen, wo ich aufgewachsen bin. Keine alte Hamburger Familie – mein Vater kam aus der Tschechoslowakei und ist mit 14 oder 15 nach Hamburg gekommen, er sprach kein Wort Deutsch.

TL: Wann war das?

JK: Er ist 1910 geboren, also muss das so um 1925 gewesen sein.

TL: Was hat er gemacht?

JK: Er war Buchdrucker und muss wohl vergleichsweise intelligent gewesen sein. Er hat alles nachgeholt, eine Lehre gemacht und war dann innerhalb weniger Jahre ein Buchdruckermeister, einer der Jüngsten in Hamburg. Ich weiß nicht, wie schwer das war, aber auf jeden Fall ist das schon mal ziemlich erstaunlich.

¹ Am 5.12.2019 feierte Jürgen Kriz seinen 75. Geburtstag. Aus Anlass dieses bevorstehenden Ereignisses fand das Gespräch schon im Herbst 2017 im Haus von Jürgen Kriz in Osnabrück statt.

TL: Ist er von seiner Familie geschickt worden oder abgehauen? Wie kommt ein Vierzehnjähriger aus der Tschechoslowakei nach Hamburg?

JK: Also wenn wir ein Genogramm von meiner Familie machen würden, das ist einfach schlicht abenteuerlich. Auch großväterlicherseits. Da wollte einer nach Amerika auswandern, hatte auch das Geld dafür und ist dann in Hamburg noch auf der Reeperbahn gewesen, wo er sich besoffen hat und dann bestohlen wurde, so dass er dann in Hamburg geblieben ist – solche Storys gibt es da. Viele mehrfach verheiratet. Die Mutter meines Vaters war wohl schon dreimal geschieden, sein Vater war auch schon x-mal verheiratet. Das war für damalige Verhältnisse schon ganz schön abenteuerlich. Allerdings hatten wir, nachdem mein Vater ja im Krieg geblieben ist, zu seiner Ursprungsfamilie praktisch überhaupt keinen Kontakt. Die wollten das auch nicht. Denn meine Mutter hatte ja drei Kinder, für die wollten sie keine Lasten übernehmen.

TL: Du hast deinen Vater gar nicht gekannt?

JK: Ich habe ihn leider nicht kennengelernt. Das ist eine lange Geschichte. Interessanterweise kommen, wenn man älter wird, nochmal Sachen hoch, die einen überraschen. Gerade da merke ich, dass ich nochmal offen für bestimmte Erfahrungsbereiche werde, die ich wahrscheinlich ganz lange verdrängt habe.

TL: Du warst der Jüngste in der Familie?

JK: Mein Bruder war sieben Jahre älter, ist Pastor geworden und schon gestorben. Meine Schwester ist Krankenschwester, sechs Jahre älter als ich – ich bin sozusagen ein Nachkömmling.

TL: Aber die haben den Vater noch kennengelernt?

JK: Ja, aber auch nicht intensiv. 1939 ist er gleich eingezogen worden und an die Front gekommen. Also habe ich ihn nur ein paar Tage, nicht bewusst, als Baby erlebt. Dann musste er nochmal an die Front, obwohl er einen Durchschuss hatte und so weiter. Später ist er in Russland in Gefangenschaft geraten. Dazu gibt es auch eine lange Familiengeschichte. Mein Onkel war Nazi, der musste natürlich nie an die Front und mein Vater war eher ein Gegner der Nazis, aber die haben sie natürlich dann eher verheizt.

TL: Was war das für ein Onkel?

JK: Das war der Mann der Schwester meiner Mutter, da gab es natürlich auch aus diesen Gründen Spannungen zwischen den Familien. In der Gefangenschaft verlieren sich die Spuren im Laufe von zwei Jahren. Sein Tod wurde vom Roten Kreuz auf 1947 datiert, wahrscheinlich trug dazu bei, dass er sehr viele Krankheiten hatte.

TL: Ist er im Lager gestorben?

JK: Nein, in einem Heimkehrerzug. Irgendwo verscharrt am Bahndamm.

TL: Und Eure Mutter hat sich dann mit Euch dreien alleine durchgeschlagen?

JK: Ja, väterlicherseits gab es keine Unterstützung und mütterlicherseits handelte es sich eben um eine Familie, die eher zur unteren Arbeiterschicht gehörte. Mein Großvater mütterlicherseits machte Aushilfsarbeiten, die Oma hatte die ersten Kinder mit 15 gekriegt und war mit 48 schon Urgroßmutter. Die Schwester meiner Mutter hat sich zu Tode gesoffen, wie man das damals noch so sagte. Also das war alles nicht unproblematisch. Meine Mutter fiel da ziemlich aus dem Rahmen, denn sie hat fast bis zum Abitur durchgehalten. Sie wurde bis in die 60er und 70er Jahre immer noch zu den Klassentreffen der Abiturienten eingeladen. Sie war eigentlich ganz gut, hat aber irgendwann, weil sie einfach Null Unterstützung hatte, diese Kurve nicht gekriegt. Sie ist ein halbes Jahr vorher abgegangen, weil sie unbedingt Krankenschwester werden wollte. Da kam ihre soziale Ader durch, sie hätte aber wahrscheinlich auch keine Chance gehabt zu studieren unter diesen Bedingungen, weil weder Geld noch Verständnis in der Familie da war. Sie hat sehr bereut, dass sie das Abi nicht gemacht hat, aber das war dann eben so. Dann hatte sie keine vernünftige Berufsausbildung, denn der Mensch, der ihr ein Gutachten für die Aufnahme in die Schwesternausbildung geschrieben hatte, war Jude – dann kam die Machtergreifung und das hat sie gewissermaßen den Job gekostet.

TL: Was für ein Jahrgang war deine Mutter?

JK: Meine Mutter war Jahrgang 1913. Sie fiel dann zurück in dieses Milieu. Hat nur Aushilfsarbeiten in Druckereien gemacht und dann meinen Vater kennengelernt. Nach dem Kriege, als es ja Möglichkeiten gab, doch noch Lehrerin zu werden, hat sie das mit drei Kindern nicht geschafft, obwohl das vergleichsweise einfach gewesen wäre. So ist sie zeitlebens immer unter ihren Möglichkeiten geblieben, was sie sehr beschäftigt und wahrscheinlich auch als Drive ihren Kindern mitgegeben hat.

TL: Was konnte sie dir mitgeben?

JK: Dass ich zum Studium nach Wien gegangen bin, hat sicherlich damit zu tun, dass ich die am weitesten von Hamburg entfernte deutschsprachige Uni genommen habe. Ich musste mich einfach aus der Umklammerung meiner Mutter erlösen, was für den Jüngsten natürlich nochmal besonders wichtig war, meine Geschwister aber nicht geschafft haben. Die haben bis zum Ende in Hamburg gelebt, der eine hat studiert, die andere ist Krankenschwester geworden ...

TL: ... Was Mutter gerne gemacht hätte.

JK: Was Mutter gerne gemacht hätte. Mir war aber von vornherein irgendwie klar, ich wäre da wahrscheinlich erstickt und deswegen war dieser Weg nach Wien auch eine Flucht aus Hamburg, das hat mir sehr gut getan.

TL: Blieb deine Mutter denn alleine?

JK: Nein, sie hat noch einmal geheiratet, aber erst, nachdem ich längst aus dem Haus war und mit diesem Stiefvater Gott sei Dank nicht mehr wesentlich

- zu tun hatte, außer ihn freundlich zu begrüßen und ihm auf Festen zu begegnen.
- TL: Wie hast du denn deine Kindheit in Erinnerung? Hamburg war ja sehr zerstört.
- JK: Wir wurden irgendwo zur Untermiete eingewiesen, weil Hamburg natürlich extrem zerbombt war. Man redet immer von Dresden, aber in Hamburg sind ja auch in zwei Nächten etwa 40.000 Menschen umgekommen, also eine vergleichsweise große Zahl. Wir wohnten dann erst mal irgendwo in der Peripherie von Hamburg, aber in der Nähe von meinen Großeltern, so dass ich teilweise auch bei denen war, die in einem kleinen Schuppen wohnten. Ich fand das aber eigentlich alles so ganz okay.
- TL: Abenteuerlich.
- JK: Genau. Als ich dann in der ersten Klasse war, kriegten wir eine kleine Sozialwohnung am Rande von Hamburg. Inzwischen ist das fast eine gute Gegend geworden, aber wir hatten damals zu sechst eine 57 Quadratmeter große Sozialwohnung. Schon vergleichsweise sehr beengt, wir hatten dann ja nur zwei Zimmer. Im dritten wohnten meine Großeltern. Und dann hatten wir noch zwei Jahre Flüchtlinge in der Wohnung. Ich hatte bis ungefähr dreizehn oder vierzehn nicht mal ein eigenes Bett. Aber deswegen kann ich natürlich auch sehr viel Nähe vertragen, für mich war das ein Stück Geborgenheit, körperliche und soziale Nähe. Und ich weiß natürlich, was Hunger ist, die harten Jahre waren die ersten nach dem Krieg, bis 1950, als ich in die Schule kam.
- TL: War das Lernen für dich ein Weg in eine neue Welt oder wie hast du die Zeit als Schüler erlebt?
- JK: Nein, ich habe subjektiv nicht viel gelernt. In der Schule jedenfalls nicht. Ich hatte eine Abwehr dagegen, in Schulbücher zu gucken, Teilnahme am Unterricht reichte dann eigentlich doch. Aber auf die Idee, dass man sich auch vorbereiten könnte oder auch lernen könnte für Prüfungen oder so, bin ich eigentlich nie gekommen. Ich habe immer gezittert, dass ich hängen bleiben würde. Von der ganzen Grundschule sind überhaupt nur vier Leute auf das Gymnasium gekommen, das war damals auch noch ganz anders als heute. Irgendwie dachte ich immer, ich werde abgesägt. Also wenn der Lehrer sagte, er wüsste schon, welche Leute das Abi nicht schaffen, so ab der fünften Klasse, fühlte ich mich subjektiv immer angesprochen, was anhand der Noten, wenn ich es mir heute angucke, völlig idiotisch war. Also ich hatte nicht die Supernoten, weil ich auch nichts gemacht habe, aber ich hatte immer Zweien und Dreien. Aber ich hatte die Angst, ich schaffe das nicht, witzigerweise.
- TL: Aber wo ging dein Interesse hin? Du musst ja viel aufgenommen haben, was dich dann auch befähigt hat, den Schritt raus zu machen, zu studieren und dich relativ schnell mit sehr komplexen Dingen zu beschäftigen.

JK: Ja, aber nicht relativ schnell. Ich interessierte mich, was eben für Unterschichtler typisch ist, eher für technische Berufe. Philosophie hatten wir in der Schule in der dreizehnten Klasse, aber ich dachte nur, wovon reden die eigentlich, da war nichts, mit dem ich was anfangen konnte. Das Einzige, mit dem ich mich beschäftige habe, das war Musik, ich wollte eigentlich Musik studieren.

TL: Hattest du denn als Kind die Möglichkeit zu musizieren?

JK: Ja, witzigerweise. Also ich hätte gerne Klavier gespielt, das war natürlich gar nicht möglich in der Wohnsituation, aber ich kriegte dann in der fünften Klasse eine Leihgeige von der Schule, eigentlich nicht so wirklich mein Instrument, aber ich kam damit einigermaßen zurecht und dann war mein Berufswunsch klar, der stand auch im Abizeugnis drin, auf jeden Fall mindestens Musiklehrer oder so etwas. Es war eine meiner klugen Entscheidungen, das dann doch nicht zu machen.

TL: Warum?

JK: Ja, dann wäre ich jetzt in irgendeinem mittelmäßigen Orchester am siebten Pult. Heute sehe ich meinen Ehrgeiz, der mir damals nicht so klar war. Und wenn man weiß, wie es in Orchestern zugeht, das ist genauso schlimm wie im Theater oder in anderen Bereichen. Da hackt dann die achte Reihe auf die Siebte und die Siebte versucht die Sechste zu mobben und so weiter. Ein befreundeter Konzertmeister hat mir da rechtzeitig die Augen geöffnet, was diese Konkurrenz betrifft. Und ich habe natürlich auch gesehen, wie gut andere Leute sind und wie vergleichsweise schlecht ich dagegen bin.

TL: Aber wer hat dich da musikalisch gefördert?

JK: Wir hatten am Gymnasium einen relativ guten naturwissenschaftlichen und einen sehr guten musikalischen Zweig. Im Schulorchester spielten wir die Jahreszeiten von Haydn, die ganzen Brandenburgischen Konzerte usw. Für eine Schule hatten wir durchaus ein ziemlich gutes Niveau. Ich habe mich also viel mit Musik und Naturwissenschaften beschäftigt.

TL: Hast du nicht anfangs auch Physik studiert?

JK: Nein, das war erst in Wien – und zwar Astrophysik. Ich hätte gerne Physik gemacht, aber das habe ich mir nicht zugetraut. Als klar war, dass ich nicht Musik mache, musste ich mich dann schnell entscheiden, was ich denn stattdessen studieren will. Dann bin ich irgendwie auf die Psychologie gekommen, weil ich in berufskundlichen Blättern den Beruf »Dozent an pädagogischen Hochschulen« fand, dafür musste man Psychologie machen und irgendwie fand ich das toll. Also Dozent an der pädagogischen Hochschule, das empfand ich fast als ein Traumberuf. Unter Psychologie hatte ich mir zwar was völlig anderes vorgestellt, aber dann habe ich damit in Hamburg angefangen. Da begann ich plötzlich, Sachen zu lesen, die ich spannend fand, obwohl ich das Fach nicht kannte oder vielleicht deswegen.

TL: Damals lehrte Hofstätter da?

JK: Ja, Tausch war ja noch nicht da, aber Hofstätter, Lienert und solche Leute, alle sehr naturwissenschaftlich ausgerichtet. Hamburg, Marburg und Wien waren ja die drei Universitäten mit experimenteller Orientierung. Wenn über andere psychologische Ansätze geredet wurde, musste man höflich lachen – oder auch nicht nur höflich. Wir waren alle genauso beschränkt, wie das viele Leute in der akademischen Psychologie heute noch sind.

TL: Groupthink.

JK: Wir dachten natürlich, wir betreiben die wahre Wissenschaft und alles andere ist Nonsens.

TL: Wie lange hast du in Hamburg studiert?

JK: Drei Semester, dann bin ich 1965 nach Wien gegangen. Leute wie Roman Ferstl,² Niels Birbaumer³ oder Willi Butollo⁴ waren meine Lerngruppe. In Wien fingen jedes Jahr unglaublich viele Leute an, Psychologie zu studieren, das machten aber nur ungefähr sechs oder sieben fertig, weil man nur promovieren konnte. Die anderen blieben irgendwo in anderen Fächern hängen oder wurden einfach nicht fertig. Es waren ziemlich katastrophale Verhältnisse, es gab nur zwei Professoren und zwei oder drei Assistenten, die konnten natürlich das Ganze nicht abdecken. Wir waren also sehr unzufrieden und haben selbst ein Studentenseminar gegründet, ungefähr 25 Leute mit einem harten Kern von vielleicht 15 Leuten. Die sind dann alle später auf Lehrstühlen gelandet, und zwar nicht über Seilschaften, sondern wir mussten uns da durchbeißen, haben uns einfach gute Leute zu Vorträgen rangeholt. Wir haben unglaublich viel gelernt und gelesen, aber auch gefeiert, sind gemeinsam an die Donau gefahren, und haben immer über Psychologie geredet. Es mussten unheimlich viele Prüfungen gemacht werden, etwa dreißig. Wer da durchkam, war einigermaßen fit. Also ich würde sagen, mein Horizont hatte die Form eines Ofenrohres, aber in diesem engen Bereich war man fit.

TL: Dann spielte doch Leidenschaft eine wichtige Rolle?

JK: Ja, für den Bereich Psychologie zunächst auf jeden Fall, aber das war eine rein naturwissenschaftliche. Etwas hatte mich gepackt, das fand ich schon spannend. Gerade die Methoden und der naturwissenschaftliche Zugang standen damals im Zentrum. Das lag mir – und ich war natürlich auch vom Erfolg fasziniert. Wir waren hundert Leute, die anfangen und plötzlich fand ich mich da schon im ersten Semester ziemlich im Zentrum, weil ich ein paar Sachen verstand, die die anderen nicht verstanden haben. Im

2 Professor für Klinische Psychologie an der Universität Kiel von 1985–2010.

3 Österreichischer Psychologe und Neurowissenschaftler. Von 1975 bis 2013 an der Universität Tübingen, 9/2019 wegen wiss. Fehlverhaltens als Antragsteller und Gutachter der DFG gesperrt.

4 Österreichischer Psychologe, ab 1973 Lehrstuhl für Klinische Psychologie an der LMU in München.

zweiten Semester war ich gleich Statistik-Tutor für die Erstsemester. Ich stieg sozusagen auf wie ein Korken, den du lange Zeit unter Wasser gehalten hast und der plötzlich nach oben schießt, das fand ich durchaus faszinierend. Ich habe also zum ersten Mal gemerkt, dass ich doch was kann. Das hätte ich bis dahin nie geglaubt, weil ich das überhaupt nicht einschätzen konnte. Plötzlich wollten viele Leute von mir Rat oder Nachhilfe in Statistik. So was verführt.

TL: Gab es denn Vorbilder? Es hört sich ja so an, als hätte sich erst mal alles direkt aus der Auseinandersetzung mit der Materie ergeben, eingebettet in einen Kreis von Leuten, die ähnlich drauf waren.

JK: Also wir fanden Hofstätter,⁵ trotz aller politischen Differenzen, die es nachher gab, schon ziemlich cool. Ich würde auch nach wie vor sagen, als Hochschullehrer und als Mensch war er nicht beschränkt – was heute immer seltener wird – er hatte wirklich eine unglaubliche Weite, wenn du dir damalige Bücher über Sozialpsychologie anguckst. Das galt aber für relativ viele Professoren damals, die hatten einfach eine große Breite. Für uns war Hofstätter uralt, wahrscheinlich nur Anfang fünfzig oder so, aber natürlich auch ein Stück Vaterfigur für mich.

TL: Und dann hast du in Wien promoviert?

JK: Das konnte man. Man musste neben dem Hauptfach Psychologie zwangsweise Philosophie als Nebenfach nehmen. Alle, auch die Physiker und Chemiker, mussten in Philosophie-Vorlesungen und Seminare. Aus der Philosophie-Prüfung bin ich bei Erich Heintel⁶ mit dem Satz geflogen, ich hätte von Philosophie nicht die geringste Ahnung, aber er wollte mir die Note nicht verderben. Dann hat er mir eine Zwei gegeben. Das war eine Gnaden-Zwei, denn ich hatte wirklich keine Ahnung, obwohl ich nach der Psychologieprüfung nochmals über 14 Tage Zeit hatte, mich auf diese Philosophieprüfung vorzubereiten. Ich hatte eine Abwehr, das zu lesen, obwohl ich in Veranstaltungen war und auch Scheine machen musste. Also er hatte völlig recht. Das war ein sehr beeindruckender Satz. Später dachte ich, das ist ja wirklich blamabel, wieso liegt mir das nicht? Also dieser Satz hat irgendwie sehr nachgewirkt. Dann habe ich noch Astronomie und Astrophysik als zweites Hauptfach genommen.

TL: Das war aber ein Ansporn oder?

JK: Nicht sofort, aber langfristig schon.

TL: Und worüber hast du dann promoviert?

5 Peter R. Hofstätter (1913-1994) war ein österreichischer Sozialpsychologe und hielt von 1959 bis 1979 einen Lehrstuhl für Psychologie an der Universität Hamburg. In den 60er Jahren wurde seine Nazi-Vergangenheit Gegenstand politischer Auseinandersetzungen.

6 Erich Heintel (29.12.1912-25.11.2000) war ein österreichischer Philosoph und Vater des Philosophen und Gruppendynamikers Peter Heintel.

JK: Über Entscheidungstheorie. Ich war parallel – ich musste ja Geld verdienen – am »Institute for Advanced Studies«⁷ beschäftigt, schon ab 1966, das war das erste Institut, das einen Computer hatte – nicht einmal die Uni hatte einen. Meine technikaffinen Seiten kamen da voll zur Blüte. Der Computer war für meine Dissertation schon recht hilfreich.

TL: Du hast aber auch ziemlich zügig durchstudiert?

JK: Na klar, was blieb mir übrig, ich musste ja meinen Lebensunterhalt selbst verdienen. Der Druck war schon da, aber dann auch nicht so problematisch.

TL: Was hast du am Institut gemacht?

JK: Zunächst wollte ich ja nur ein Praktikum machen, nach 14 Tagen haben sie mir dann aber eine Stelle angeboten. Also habe ich mich nicht ganz dumm angestellt, die formalen Dinge flogen mir tendenziell zu. Das war natürlich sehr spannend, was da aufgebaut wurde, Oskar Morgenstern⁸ war einer der Gründer des Instituts. Der Reinhard Selten⁹ übrigens war auch da, ebenso Walter Toman.¹⁰

Für mich war das natürlich super, ich war im Rechenzentrum, hatte einen Job, kriegte Geld dafür, hatte einen Schlüssel, konnte nachts an diesem Rechner rumfummeln. Wir haben alles Mögliche gemacht, den Drucker zum Singen gebracht. Also wirklich völlig verrückte Sachen mit diesen alten Computern, die nichts konnten außer Fortran. Ich habe damals Programme geschrieben, die Gedichte verfassten und solche Sachen. An der Uni mussten wir in Astronomie Sterne vermessen, was damals nicht ganz einfach war. Da ich der einzige war, der einen Zugriff zum Computer hatte, habe ich dann aus den unterschiedlichen Daten der Sterne, die wir ja kannten, zurückgerechnet, wann diese Dinger hätten durch das Fadenkreuz des Teleskops gehen müssen und dann haben wir noch so ein bisschen geschummelt, damit es nicht zu genau wird. Der Professor war ganz begeistert über unsere Beobachtungskünste, die wir bei ihm gelernt haben. Ich habe dann auch die Großkopfeten kennengelernt aus den Bereichen der Soziologie und Wirtschaftswissenschaften und gesehen, dass die auch nur ganz normal mit Wasser kochen. Viele kamen als Gastprofessoren, manche waren auch nur zwei, drei Tage da, manchmal aber auch

7 Das Institute for Advanced Studies in Wien (auf deutsch auch: Institut für Höhere Studien) ist ein Forschungsinstitut, das nach dem Vorbild in Princeton arbeiten sollte. Es wurde 1963 von Paul Lazarsfeld and Oskar Morgenstern wesentlich mit Mitteln der Ford-Foundation gegründet.

8 Oskar Morgenstern (1902-1977) war ein österreichisch-amerikanischer Wirtschaftswissenschaftler und gemeinsam mit John von Neumann der Begründer der Spieltheorie.

9 Reinhard Selten (1930-206), deutscher Volkswirt und Mathematiker, der 1994 gemeinsam mit John Nash und John Harsanyi den Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt.

10 Walter Toman (1920-2003), ab 1964 Psychologie-Professor in Erlangen, der durch seine Arbeiten zu Familienkonstellationen bekannt wurde.

ein viertel Jahr. Und alle mussten natürlich rechnen und ich war dann oft der Ansprechpartner. Das Team im Rechenzentrum war vergleichsweise klein, sechs oder sieben Leute. Also hatten wir immer ununterbrochen mit diesen akademischen Größen zu tun, auch jenseits der Vorlesung, in die wir uns auch reingesetzt haben. Alles ging sehr frei zu, man hatte offiziell nur eine Dreißig-Stunden-Woche, aber jeder hat natürlich viel mehr gemacht, man wäre ja blöd gewesen, diese Möglichkeit zu publizieren und mit diesen Leuten zu diskutieren nicht zu nutzen.

TL: Das Institut hatte ja einen ziemlich breiten Horizont?

JK: Ja, das waren eben die Sozialwissenschaften, Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaften. Das Rechenzentrum war eigentlich eine reine Serviceabteilung, die aber natürlich auch eigene Projekte an Land gezogen hat.

TL: Wie lange warst du da?

JK: Von 1967 bis 1970, anfangs als Scholar, später als Forschungsassistent. Damals habe ich dann auch geheiratet und ein Kind gekriegt. Mein Sohn Willy ist 1968 in Wien geboren.

TL: Und dann bist du mit 25 nach Hamburg zurück?

JK: Ich hatte ja in Wien über Entscheidungstheorie promoviert, das war noch etwas vergleichsweise Seltenes. Es gab in Amsterdam einen großen Psychologie-Kongress, die luden mich für einen Hauptvortrag ein – ich wusste aber gar nicht, was man eigentlich auf einem Kongress macht und habe eher aus dem Stegreif etwas aus der Forschung erzählt, ohne Vorbereitung, weil ich dachte, man diskutiert da einfach miteinander, ich war noch nie vorher auf einem Kongress gewesen. Gut, aber der Hofstätter saß da drin und nach dem Vortrag hat er mir eine Stelle angeboten. Das war 1968 oder 1969.

TL: In der wilden Zeit.

JK: Wild war es erst, als ich dann nach Hamburg zurückgegangen bin. Dort lehrte ich dann bei den Soziologen Statistik. Das waren wirklich die heißen Jahre. Der ganze Hörsaal brüllte »Wozu brauchen wir diese bürgerliche Scheiße?« usw. Gott sein Dank war der MSB Spartakus¹¹ auf meiner Seite. Die Leute sagte immer: »Ruhe, Ruhe, Kommilitonen, wir müssen uns diese bürgerliche Wissenschaft aneignen, damit wir sie kritisieren können«. Bei den Soziologen bin ich gelandet, obwohl ich ja bei Hofstätter arbeiten sollte. Als die politischen Konflikte mit ihm hochkamen, haben sie ihm die Stellen gestrichen.

TL: Der hatte eine Nazigeschichte.

11 Der MSB (Marxistischer Studentenbund Spartakus) war von 1971 bis 1990 der Studentenverband der DKP.

- JK: Ich habe das damals nicht weiterverfolgt. Er ist ja auch nicht wirklich belangt worden, aber natürlich hatte er dann in diesem Fachbereich weniger Einfluss. So bin ich zu den Soziologen gekommen. Die waren im selben Fachbereich und brauchten zu der Zeit jemanden, der Statistik und EDV konnte und so viele Leute gab es da nicht. Ob ich jetzt Statistik bei den Psychologen oder bei den Soziologen machte, war mir letztlich egal. Aber ich habe völlig unterschätzt, dass das ein völlig anderer geistiger Horizont war. Das war ein Kulturschock, denn bis dahin war ich ja Naturwissenschaftler. Ich habe dann versucht, Habermas' »Erkenntnis und Interesse« zu lesen und nach zehn Seiten gemerkt, ich verstehe nicht einen Satz. Ich dachte damals, die Soziologen schwafeln einfach nur rum, dagegen machen wir richtige Wissenschaft. Vier oder fünf Jahre später, ich war schon Professor in Bielefeld, kaufte ich mir auf dem Bahnhof ein Buch für eine längere Zugfahrt und fand das sehr spannend. Plötzlich bemerkte ich, dass dies das gleiche Buch war, das ich vor vier Jahren für absoluten Schwachsinn gehalten hatte. An der Stelle merkte ich, wie sich mein eigenes Denken völlig verändert hatte. Seitdem habe ich nie wieder eine Rezension geschrieben, ohne möglichst genau meine Voraussetzungen darzulegen, unter denen ich einen Text beurteile und aus welchen Gründen ich womöglich damit nichts anfangen kann.
- TL: Ich erinnere mich an einen Satz von dir, der mir sehr gut gefallen hat, nämlich dass du dich so lange mit allen möglichen Therapieverfahren beschäftigt hast, bis du sicher warst, sie nicht einfach nur schlecht zu finden. Dass es also wichtig ist, zu schauen, wie kommen die Leute zu ihren Schlüssen und Konsequenzen. Wenn ich deren Bedingtheiten und Limitationen nicht erkenne, kann ich ja eigentlich nur abwerten oder mich distanzieren.
- JK: Ja, das war damals ganz klar eine Abwehr. Ich habe es nicht verstanden und wirklich gedacht, die schwafeln nur rum. Deswegen war es für mich eine so drastische Erfahrung, ohne es zu merken auf dasselbe Buch zu stoßen und das dann wirklich faszinierend und spannend zu finden.
- TL: Wie kamst du dann nach Bielefeld?
- JK: In Hamburg bin ich sehr schnell in die Methodensektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie reingekommen, eine Art Karriereschleuder. Die Methoden-Professuren wurden eigentlich hier verschoben. Nicht im Sinne von Seilschaften, denn wer Ahnung hatte, war eben da drin und wer nicht drin war – davon konnte man weitgehend ausgehen – hatte dann auch zu der Zeit keine Ahnung. Es gab ja noch nicht so viele, die sich um Methoden wirklich gekümmert haben, das war alles neu.
- TL: Die Sozialwissenschaften waren ja damals in einer totalen Wachstumsphase und Soziologie wurde als ein Zukunftsberuf angesehen, was ein paar Jahre später schon wieder anders war.

JK: Sozialforschung und Statistik waren ohnehin eine Randerscheinung in dem Bereich. Da gab es eben diese Professur in Bielefeld – ich war erst 26, als ich mich da beworben habe, eigentlich etwas großwahnsinnig. Die Professur für Statistik habe ich gekriegt und das zwei Jahre gemacht. Das war ja eine große Fakultät. Hamburg hatte zwei Professuren, aber Bielefeld zwölf H4- und zwölf H3-Professuren mit ungefähr vierzig oder fünfzig Assistenten, das war damals die weltweit größte Fakultät. Wir hatten sehr viel Geld, muss man sagen, Schelsky hatte das Zentrum für interdisziplinäre Forschung mit dem Ministerium in Nordrhein-Westfalen eingefädelt, und auch die Uni war eigentlich sein Werk. Dann waren da Leute wie Luhmann und Joachim Matthes und Franz-Xaver Kaufmann, relativ viele Berühmte und so ein kleines Licht wie ich, der dann auch dabei war.

TL: Was hast du damals von Luhmann mitgekriegt?

JK: Wir waren damals gleichberechtigt kleine Lichter, er war noch nicht so berühmt und ich sowieso nicht. Er war noch nichts Besonderes, die Größen waren Schelsky, Matthes, Kaufmann und solche Leute. Erst als ich längst in Osnabrück war, haben mich die Luhmannianer hin und wieder eingeladen. Ich machte damals primär Statistik, war aber dann schon deutlich stärker mit Soziologie und Sozialwissenschaften befasst. Über die kritische Auseinandersetzung mit empirischen Forschungsarbeiten bin ich eigentlich in die Wissenschaftstheorie reingekommen. Meine Grundfrage war: Was bringt Leute, die einigermaßen intelligent sind, aus einem Überglauben an die Methoden dazu – wie ich ja ursprünglich auch – zu meinen, wenn man die Methoden nur beherrscht und richtig anwendet, dass dann auch was Richtiges dabei rauskommt. Also überhaupt nicht zu sehen, wie kontextabhängig das ist und wie viele Entscheidungen dabei getroffen werden, die, wenn sie anders ausfielen, zu völlig anderen Ergebnissen führen würden, die genauso plausibel sind. Dass die Ergebnisse nicht aus den Methoden folgen, sondern dass das Ganze diskursiv gefasst werden muss. Wenn du naturwissenschaftlich denkst, ist dir das ja zunächst mal überhaupt nicht klar.

TL: Bei diesen ganzen wissenschaftlichen Interessen, die dich angetrieben haben, war der Bereich der Therapie für dich schon in Sicht?

JK: Überhaupt nicht. In Wien kam in den großen Vorlesungen nur einmal Freud vor, nach dem Motto: Es gab ja auch noch Freud, der das Unbewusste erfunden hat, das brauchen wir hier aber nicht. Wenn man sowas immer gesagt kriegt, wird man eben auch beschränkt. Studium ist ja grundsätzlich eine Indoktrination. Für mich ist erst durch die Soziologie die Möglichkeit entstanden, das zu hinterfragen. Nach zwei Jahren Bielefeld kam ich dann nach Osnabrück. Eine Professur für empirischen Sozialforschung, Statistik und Wissenschaftstheorie, die deutlich breiter angelegt war, das fand ich viel

attraktiver. Es war auch eine H4-Professur, in Bielefeld war es nur eine H3. Als Uni wurde die Hochschule in Osnabrück Ende 1973 gegründet, ich bin im Frühjahr 1974 hergekommen, ich war ja noch nicht mal dreißig und formell schon am Ende der Karriere angekommen, hatte noch 35 Jahre mindestens bis zu meiner Pensionierung. Dann war klar, ich würde gerne noch was anderes machen. Ich habe dann eine Psychotherapieausbildung angefangen, also 1975, nachdem ich mich erst mal hier gesettelt hatte.

TL: Was hat dich da getriggert? War das ein theoretisches Interesse, brauchtest du selber irgendwas für dich in irgendeiner Situation?

JK: Ich glaube, eine Mischung aus allem. Aus heutiger Sicht würde ich sagen, eine professionelle Nähe zu Menschen spielte eine Rolle, das ist eine ganz gute Bezeichnung. Zweitens fand ich schon immer spannend, in einem Mikrobereich Veränderungsprozesse zu begleiten. Was soziologisch auf Makroebene diskutiert wird, kann man dabei in vergleichsweise kurzer Zeit, verdichtet, exemplarisch natürlich und auch aus einer anderen Perspektive erleben und sehen und natürlich auch hinterfragen. Damit war durchaus ein theoretisches Interesse verbunden. Zu den Naturwissenschaften bin ich ja eher durch meine Erfolge verleitet worden, aber das war nicht wirklich meins, es war etwas eher akademisch Abgehobenes. Ich glaube, ich brauchte dazu ein Gegengewicht.

TL: Und gab es dafür in Osnabrück ein Umfeld?

JK: Das kam dazu. In Bielefeld kannte ich niemanden, aber hier gab es einen ehemaligen Kommilitonen, der Assistent bei den Pädagogen und Ausbilder in Gesprächspsychotherapie war, das bot sich dann an. Solche glücklichen Momente, diesen Kairos zu nutzen, das ist wichtig. Ich wollte zwar eine therapeutische Ausbildung machen, hatte aber nie die Idee, das jemals hauptberuflich zu betreiben.

TL: Hast du denn therapeutisch gearbeitet oder das nur aus Interesse für dich gemacht?

JK: Zur Ausbildung gehört natürlich auch dazu, mit Klienten zu arbeiten. Das habe ich vor kurzem noch gemacht, also bis zu meiner Emeritierung. Immer nur wenig. Ich hatte immer so vier Klienten in der Woche oder im Extremfall manchmal sechs oder so, aber mehr auch nicht. Später, als Klinischer Psychologe, hätte ich es auch peinlich gefunden, mich vor Studenten zu stellen, ohne auf eine therapeutische Praxis zurückgreifen zu können.

TL: Wie kamst du von den Methoden zur Psychologie?

JK: Auch das war ein glücklicher Umstand. 1980 wurde die Uni neu geschnitten. Es sollte ein Fachbereich Psychologie entstehen und dafür brauchte man eine kritische Masse. Ich wurde von den Psychologen eingeladen, die brauchten natürlich einen Statistiker. Da habe ich gesagt: Statistik halte ich

bis an mein Lebensende nicht aus. Wenn Ihr mich haben wollt, dann müsst Ihr mir die Klinische Psychologie anbieten. Die habe ich dann auch bekommen. Wahrscheinlich haben sie einen verhaltenstherapeutisch ausgerichteten Menschen erwartet, weil sie gar nicht genau wussten, was ich gemacht habe. Das hat sie zwar dann gewundert, aber es war letztlich auch okay. Es gab ein bisschen Wirbel, weil der alte Fachbereich mich nicht gehen lassen wollte, aber irgendwie mussten sie ja die kritische Masse hinkriegen. Manchmal habe ich später an die Statistik zurückgedacht, wenn ich überarbeitet war, das war doch eine leichtere Zeit. Die Vorbereitung besteht darin, dass man den Griff vom Hörsaal runterdrückt und überlegt, wo bin ich letztes Mal stehen geblieben. Es gibt kaum Leute, die Diplomarbeiten oder sonst was in dem Bereich schreiben und in die Sprechstunde kommt auch niemand. Eigentlich hast du fünf Monate Urlaub im Jahr und in den Zeiten, wo Vorlesungen sind, hast du praktisch mindestens fünf freie Tage sozusagen. Was es an methodischen Neuerungen gibt, dringt in so einen angewandten Bereich nicht durch, weil das viel zu kompliziert ist. Du machst also immer weitgehend dieselben Sachen. Aber ich fühlte mich damit wirklich deutlich unterfordert. Daher war ich froh, dass ich einen Quereinstieg in die Psychologie bekam. Wir haben dann eine eigene Psychotherapeutenausbildung angefangen, die wir aber auf eine ganz breite Grundlage stellen wollten.

TL: Aber die musstest du dir ja auch erst mal selber erarbeiten? In deiner psychologischen Laufbahn war das Klinische ja gar nicht groß vertreten.

JK: Nein, nicht wirklich, nur durch meine eigene Ausbildung dann. Natürlich hatte ich ein bisschen was gelesen und geschrieben, sonst hätte ich die Stelle auch nicht gekriegt. Deswegen ist ja auch gerade das Buch über die Grundkonzepte¹² entstanden. Ich dachte, ich kann die Studenten nicht nur abfragen über Therapierichtungen, sondern muss selbst zeigen, wie das zusammenpasst. Im Buch stecken drei Jahre und eine sehr große Lesearbeit, das war schon eine unglaubliche Anstrengung. Ich würde das heute so auch nicht wieder machen. Ich habe mich wirklich solange durch einen Ansatz durchgebissen, bis ich dachte, den könnte ich jetzt auch mit gutem Gewissen vertreten. Nicht praktisch, weil ich ja die Praxis dazu nicht hatte, aber konzeptuell fundiert.

TL: Aber was führte dich dann da durch, ist das Begeisterung, ist das Disziplin oder Neugier?

JK: Neugier habe ich immer schon gehabt, erst mal naturwissenschaftlich beschränkt, dann aber zunehmend breiter. Ein wichtiger Antrieb ist, dass ich wirklich für die Sachen, die ich mache, brenne und unglaublich viele Dinge spannend finde. Je mehr Zusammenhänge ich entdecke, umso span-

12 J. Kriz (1985): Grundkonzepte der Psychotherapie. Eine Einführung. Weinheim/Basel (Beltz).

nender wird es. Je mehr sich die Welt erschließt, umso faszinierender wird es. Ich bin schon ein Anhänger der großen Theorien, was man ja durchaus in meinen Texten merkt. Zusammenhänge zu erkennen, finde ich schon sehr faszinierend.

TL: Welchen Stellenwert hat in diesem Zusammenhang die Lehre für dich? Du hast ja über Jahrzehnte unglaublich viele Erfahrungen mit Studenten gemacht. Ich kenne viele, die bei dir studiert und das als eine tolle Erfahrung beschrieben haben.

JK: Das Schöne in Osnabrück war, dass wir mehrere klinische Professuren hatten, so dass die Studierenden sich aussuchen konnten, bei wem sie was machen wollten. Ich habe auch ohne Neid gut ertragen können, dass eine ganze Menge Leute ganz gezielt nicht zu mir gekommen sind. Es bestand also die Möglichkeit, dass nur die Studenten zu mir kamen, die genau das gut fanden, was ich machte. Bei meiner Emeritierung wurde noch einmal von Absolventen gesagt, ich sei noch ein Hochschullehrer gewesen, der sie zum Denken gezwungen hätte. Ich habe sie auch manchmal in Prüfungen mit Fragen gequält, an den ich selber gerade gearbeitet habe, bei denen ich selber keine Antwort wusste, sondern einfach wissen wollte, wie geht der Kandidat damit um. Das war sehr typisch, aber nicht für alle Leute geeignet. Also die Leute, die von mir begeistert waren, das war wohl durchaus eine Selektion, andere konnten damit nichts anfangen.

TL: Würdest du denn sagen, du warst sehr streng als Lehrer?

JK: Also streng bestimmt nicht. Ich fürchte aber, ich bin sehr anspruchsvoll, sowohl an mich als auch an andere. Eigentlich will ich es gar nicht sein.

TL: Da kommen wir ja wieder zu dem Heintel-Satz: Sie haben keine Ahnung, aber ich gebe ihnen trotzdem eine Zwei.

JK: Ja, so ungefähr würde ich das bei manchen auch machen. Ich kann natürlich rational nachvollziehen, wenn Leute einfach keine Lust haben, so viel Lebensenergie hineinzustecken, aber irgendwie ist das für mich doch immer sehr frustig. Ich bedauere, wenn ich vielleicht Leuten etwas durch meine Weise in den Weg stelle und versuche mich dann zurückzunehmen, aber ich persönlich brenne einfach für solche Sachen, das treibt mich an. Ja, ich will es wissen.

TL: Das betrifft ja erst mal dein eigenes Interesse. Die Frage ist ja, welchen Stellenwert hat es für dich, Leute zu fördern, zu entwickeln, etwas zu vermitteln?

JK: Also ich glaube, hauptsächlich versuche ich zu vermitteln, dass das Wichtigste ist, zu denken, nicht so sehr Fakten zu lernen. Denken ist wichtig, kritisch hinterfragen. Rauskriegen, wofür man selber brennt, was einen selbst interessiert.

TL: Denken statt pauken.

- JK: Ich bin nach wie vor ziemlich sicher, dass man, wenn man das herausfindet, auch unter heutigen Bedingungen noch einigermaßen erfolgreich sein kann. Deutlich schwerer als früher, aber ich glaube, das ist der Schlüssel. Wenn du findest, was dich interessiert, dann guckst du auch nicht auf eine halbe Stunde oder Stunde an Überstunden. Dann entwickelst du eine Position, die kannst du auch nach außen vertreten. Das ist wirklich wichtig nicht nur für den Erfolg, sondern auch für die Lebenshygiene. Das ist Eustress im Gegensatz zu Distress, der sich einstellt, wenn du immer nur das machst, was andere wollen oder was du auswendig lernen musst oder was du vorgebetet kriegst. Das habe ich versucht, zu vermitteln und natürlich auch, vor allen Dingen eine kritische Sicht auf den Gegenstand zu haben. Nur weil es geschrieben steht, muss man es noch lange nicht glauben.
- TL: Wie bist du dann in Kontakt mit der Systemtheorie gekommen? Lief das auch über deine Beschäftigung mit Wissenschaftstheorie?
- JK: Nein. Genau genommen kam das dadurch, dass ich Arist von Schlippe 1981 als Mitarbeiter gewann. Es war eine Assistentenstelle frei, auf die er sich beworben hat.
- TL: Er war ja vorher Dortmund in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Klinik.
- JK: Genau. Er war ja damals schon Systemiker. Ich schrieb gerade an dem Buch über die Grundkonzepte, das bekam dann schon einen recht systemischen Einschlag. Ohne Arist und die Diskussionen, die wir da hatten, wäre das so nicht passiert. Ich lernte auch Maturana und Varela kennen, die boten Seminare an, auf denen man dann ein paar Tage mit ihnen zusammen war. Dann kamen natürlich die Bücher von Jantsch¹³ über die Selbstorganisation des Universums, von Vester¹⁴ und Capra¹⁵ usw. Ich bin anfangs auf das Autopoiese-Konzept abgefahren, weil das ein alternativer Ansatz war. Das war alles deutlich klüger aus meiner Sicht als dieser sehr klassische behaviorale Ansatz, der damals vorherrschte. Ende der 80er Jahre bin ich dann auf Hermann Haken¹⁶ gestoßen. Aber in der ersten Auflage und in anderen, auch klinischen Sachen, die ich damals geschrieben habe, bin ich noch sehr auf Maturana und Varela abgefahren, weil es eben die einzige Alternative war, auch wenn ich zunehmend unbefriedigend fand, was deren Ansatz für unsere Fragen leisten konnte.
- TL: Die Verbindung zu Haken kam auch über Lektüre?

13 Erich Jantsch (1929-1980) österreichischer Astrophysiker und Mitbegründer des Club of Rome.

14 Frederic Vester (1925-2003), war ein deutscher Biochemiker, Systemforscher und Umweltexperte.

15 Fritjof Capra (geb. 1939), ist ein österreichisch-amerikanischer Physiker und Philosoph.

16 Hermann Haken (geb. 1927), deutscher Physiker und Begründer der Synergetik.

- JK: Ja, um sein Buch »Erfolgsgeheimnisse der Natur«¹⁷ gab es ja auch einen gewissen Hype, ähnlich wie bei Jantsch. Nur war das viel konkreter, gleichzeitig viel umfassender und viel praktischer. Irgendwie war mir sofort klar, das ist ein Erklärungsansatz, der das Problem der Nichtlinearität aufgreift, das ja sehr typisch für unseren Erfahrungsbereich ist, auch wenn Haken im Wesentlichen nur über Naturwissenschaften gesprochen hat. So bin ich drauf gekommen und dann habe ich mich intensiver mit diesen formalen Sachen beschäftigt wie die Lotka-Volterra-Gleichungen,¹⁸ die Dynamik von Selbstorganisation, Rückkopplungen und Stabilisierung von nichtlinearen Systemen, die ja für die Psychotherapie sehr spannend sind. Damals kamen ja auch die ersten Desktop-Computer auf den Markt, und ich überlegte, dass man doch mal simulieren müsste, ob die Aussagen der Systemiker bzw. Familientherapeuten stimmen. Wie kann man das in eine Computersimulation übersetzen? Das habe ich dann gemacht und Haken geschickt. Jedenfalls hat er mich 1989 nach Elmau eingeladen, wo seine wissenschaftlichen Konferenzen stattfanden. Da habe ich auch Wolfgang Tschacher¹⁹ kennengelernt. Das war eine der letzten Elmau-Tagungen, die wirklich toll war, da habe ich noch Karl Pribram²⁰ kennengelernt und solche Leute. Tschacher, Ewald Johannes Brunner und Günter Schiepek haben ja dann in der Folge die Herbstakademie gegründet und weitergeführt, wo Haken auch immer eingeladen war. Wir sind inzwischen sehr eng befreundet. Zum ersten Band meiner Systemtheorie,²¹ den ich 1992 veröffentlicht habe, hat er das Vorwort geschrieben. Dieses Buch war noch sehr mathematisch angelegt, hatte also nichts Klinisches. Ich war ganz stolz, dass das Buch hier unsere Mathematiker und System-Umwelt-Wissenschaftler benutzt haben, obwohl da fast keine Formel drin ist: Ich hörte oft, es sei das einzige präzise und gleichzeitig allgemein verständliche Buch darüber.
- TL: Das ist ja von außen betrachtet ein ziemlich breiter Spagat zwischen einem humanistischen Therapieansatz und diesem Interesse an sehr formalen Konzepten zur Erfassung von nichtlinearen Dynamiken.
- JK: Das sieht nur so aus. Es gibt etwas Verbindendes, deswegen ist es kein Spagat, sondern es sind vielleicht die Ränder. Im eigentlichen Sinne war ich weder humanistisch noch formal orientiert, nur interessiert zu verstehen,

17 H. Haken (1981). *Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik, die Lehre vom Zusammenwirken*. Stuttgart: DVA.

18 Die Lotka-Volterra-Regeln, auch Lotka-Volterra-Gesetze oder nur Volterra-Regeln genannt, umfassen drei Regeln zur quantitativen Beschreibung der Populationsdynamik in Räuber-Beute-Beziehungen.

19 Wolfram Tschacher (geb. 1956) ist ein Schweizer Psychologe und Hochschullehrer an der Universität Bern.

20 Karl H. Pribram (1919-2015) war ein US-amerikanischer Neurowissenschaftler.

21 J. Kriz (1992). *Chaos und Struktur. Systemtheorie Bd. 1*. München: Quintessenz.

was passiert im therapeutischen Raum? Ich hätte auch nichts gegen Behaviorismus gehabt, wenn er brauchbare Erklärungen gehabt hätte. Das heißt: Unter restringierten Bedingungen hat ja sogar der brauchbare Erklärungen. Ein solch sparsamer Ansatz hat sogar eine gewisse Faszination. Ich wäre froh, wenn die Verhaltenstherapeuten oder Behavioristen das beibehalten hätten. Also einen sauberen, klaren, aber sehr restringierten Ansatz, ohne den Anspruch, alles in der Welt beschreiben und erklären zu wollen, was überhaupt nicht in ihre Theorien hineinpasst. Vieles haben sie nicht nur zusammengeklaut, schlimmer noch, es passt überhaupt nicht theoretisch zusammen. Das merken sie nur nicht, weil sie sich wenig um Theorie kümmern, sie handwerkeln vor sich hin. Ich war aber immer daran interessiert, wie ich etwas verstehen kann. Natürlich fand ich Rogers' Ansatz spontan sympathisch, aber ich habe mich dann zunehmend mit der zugrunde liegenden Theorie beschäftigt, die ist viel fundierter als manches andere im Bereich von Psychotherapie, wenn man sich einmal drauf einlässt.

TL: Sie ist ja in gewisser Weise damals zu Tode popularisiert worden.

JK: Genau, in der Flower-Power-Bewegung. Die Selbstaktualisierungstendenz²² hat kaum jemand richtig verstanden. Als Prigogine den Nobelpreis 1978 kriegte, war Rogers sofort klar: Das ist ein Beleg für seinen Ansatz. Er hat es zwar nicht im Detail verstanden, aber hat sofort begriffen, dass es da um die Selbstaktualisierungstendenz geht. Von den Humanisten haben 99 Prozent immer noch nicht verstanden, worum es geht. Bei vielen ist das assoziativ mit Vorstellungen aus einer Zuckerschlecker-Welt geladen – dass irgendwann der Himmel aufbricht, die Sonne wieder scheint und alles wieder gut wird. Das hat Rogers weder gemeint, noch funktioniert so Therapie. Darunter hat der Ansatz unglaublich gelitten. Natürlich hat das dann zur gezielten Abwertung des Ansatzes geführt. Die VTler sind sofort in dieses Abwertungs-Boot gesprungen. Manchmal zu Recht, aber Rogers war da wirklich viel klüger. Das ist durchaus eine sehr fundierte Theorie. Es gibt eine Kurzfassung, schwierig und anspruchsvoll, nur hundert Seiten, aber konzentriert, das lohnt sich. Das findest du nicht ansatzweise in irgendeinem behavioralen Kontext, das findest du nicht mal in der Psychoanalyse. Die haben zwar andere Stärken, aber so eine durchdeklinierte Theorie haben die nicht. Und dann auf der anderen Seite das Formale, das passte dann gut dazu. Auch wenn es tatsächlich wie ein Spagat aussieht, ich habe es nie so empfunden.

22 »Der Begriff bezeichnet die dem Organismus innewohnende Tendenz zur Entwicklung all seiner Möglichkeiten. Und zwar so, dass sie der Erhaltung oder Förderung des Organismus dienen« Carl Rogers (2009 [Orig. 1959]). Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen. Mit einem Vorwort von Jürgen Kriz. München: Reinhardt Verlag.

- TL: Du bist ja nicht nur als Theoretiker weithin bekannt, sondern – etwas zugespitzt – auch als Kämpfer. Du hast dich sehr dafür eingesetzt, dass der humanistische Ansatz vielleicht doch irgendwann als wissenschaftlich fundiertes Verfahren anerkannt wird. Ebenfalls hast du ganz viel dafür getan, dass die systemische Therapie heute ganz anders da steht als zuvor. Dabei muss man sich ja nicht nur damit beschäftigen, auf welcher theoretischen und wissenschaftlichen Grundlage steht ein Verfahren, sondern auch damit, in welchen Kontexten über solche Fragen verhandelt wird. Wer sind die Stakeholder, wer hat welche Interessen? Da geht es um eine politische Situierung im psychotherapeutischen Feld. Hier hast du immer sehr prononciert und aktiv Positionen bezogen, selbst wenn du dafür Prügel kriegtest oder keiner mit dir wirklich mitmarschiert ist.
- JK: Wenige jedenfalls. Aber immerhin wird das jetzt mit einem Preis²³ gewürdigt. Ich habe mich selten so gefreut. Wenn du dreißig Jahre so kämpfst, da musst du unendlich aufpassen – ich war wirklich seit vielen Jahren am Rande von dem, was man Burn-Out nennt, einfach von diesen unendlichen Schweinereien, die ich jetzt gerade wieder mitbekomme. Dass es da Kampf gibt, ist völlig klar, aber die Mittel, mit denen die humanistischen Therapien platt gemacht worden sind, und die Unanständigkeit, die Kollegen aufbringen, um solche Sachen durchzusetzen – wahrscheinlich noch nicht mal gezielt, das hat sich oft auch gruppensdynamisch so ergeben.
- TL: Aber was ich einfach eindrucksvoll finde: Du hättest ja mit dreißig den Sack zumachen können. Du hattest deine Karriereposition erreicht. Du hattest in Osnabrück jede Freiheit, dich mit allen möglichen Theorien und Praxisformen zu beschäftigen, es hätte dir keiner reinfunken können. Dann bist du aber eben doch mit einer Wirkung weit über Osnabrück hinaus politisch tätig geworden. So habe ich dich ja auch kennengelernt. Also ich habe ja viele Vorträge von dir gehört. Dein Vollengagement war immer deutlich, nicht nur für die Sache und für den Inhalt und das theoretische Interesse, sondern immer auch in Bezug auf die Frage, wie wird so etwas auch gesellschaftlich anerkannt und durchgesetzt. Ich habe durchgängig erlebt, dass du dazu immer Position bezogen hast.
- JK: Das kam aber erst vergleichsweise spät und eigentlich notgedrungen. Ja, ein Leisetreter war ich nicht.
- TL: Du hast ungeheure Zeit da investiert. Ich erinnere mich an deine vielen nächtlichen E-Mails, Zeugen, zu welchen Zeiten und wie lange du arbeitetest.

23 Jürgen Kriz erhält den Egnér-Preis 2019, einen der höchst dotierten Wissenschaftspreise in der Schweiz. Er wird vergeben vom Stiftungsrat der »Dr. Margrit Egnér-Stiftung« an Personen, die sich durch ihr Lebenswerk »auf dem Gebiet der anthropologischen und humanistischen Psychologie unter Einschluss der entsprechenden Richtungen der Philosophie und Medizin« besondere Verdienste im Sinne des Stiftungsgedankens erworben haben.

- JK: Das hat sich inzwischen geändert. Aber ja, wenn mich was packt, diese Ungerechtigkeit ...
- TL: Das ist doch ein wichtiger Punkt, dein Sinn für Gerechtigkeit.
- JK: Das ist etwas, das mich wirklich antreibt. Ich finde, wir sollten endlich mal die wirklichen Probleme angehen, anstatt die Ressourcen in den Grabenkämpfen der Psychotherapie zu verschleifen, die völlig unsinnig sind – in diesem Ausmaß gibt es das nirgendwo im Ausland. Sie kosten eben auch unendliche Lebenszeit und Lebenskraft. Andererseits fühle ich mich da aber auch gefordert – wenn man eine Position hat als Professor in Klinischer Psychologie, dann muss man den Studenten auch vordeklinieren, worum es geht. »Professor« kommt ja von Bekennen. Die Aufgabe ist jedenfalls nicht Leisetreteri. Wenn man eine Position und einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hat, muss man sie auch nutzen, um für die einzutreten, die zu Unrecht platt gemacht werden. So einfach ist das von der Geschichte und der Motivation her, aber natürlich nicht von den Lebensumständen. Also auf diese Teile meines Lebens würde ich tendenziell gerne verzichten.
- TL: Wie war denn deine Stellung in der Zunft? Die meisten deiner Kollegen auf den klinischen Lehrstühlen sind ja Verhaltenstherapeuten. Das war ja dann auch die Gruppe, mit der du es nicht leicht gehabt haben dürftest.
- JK: Aber Gott sei Dank eher in abstrakter Form. Ich war ja selbst im Wissenschaftlichen Beirat und kenne die Kollegen. Die sind gar nicht als Einzelperson so böse, wie das, was sie dann in ihrer Gruppendynamik bewirken, aber in ihrer Gruppendynamik reflektieren sie überhaupt nicht, was sie da eigentlich anrichten. Wollen sie wirklich einen ganzen Ansatz einfach platt machen? Hannah Arendt hat ja über die Banalität des Bösen geschrieben. Also ich will das jetzt natürlich nicht mit dem dritten Reich vergleichen, aber das deutsche Bemühen, etwas bürokratisch und sorgfältig platt zu machen, weil es irgendwo in einem Papier²⁴ so steht, das ist schon erschreckend. Ich weiß nicht, ob das im Ausland in einem solchen Ausmaß auch ginge. Dabei sind die einzelnen Leute eben durchaus ganz nett, Leute, mit denen man reden kann. Und im Beirat selber hatte ich nicht wirklich Schwierigkeiten, weil natürlich die Leute wussten, dass ich Methodiker bin ...
- TL: Da kommt keiner an dir vorbei.
- JK: Da war nur einmal jemand, ein Psychiater, der mich gar nicht kannte und meinte: »Unsere Statistiker werden uns aber zerreißen«. Da habe ich auf den Tisch gehauen und gesagt: »Ich bin der Statistiker hier.« Als ich in

24 Gemeint ist das »Methodenpapier« des Wissenschaftlichen Beirates Psychotherapie, in dem der Beirat nach § 11 PsychThG seine Verfahrensregeln zur Beurteilung der wissenschaftlichen Anerkennung von Methoden und Verfahren der Psychotherapie niederlegt. J. Kriz hat ein Minderheitenvotum zur Ablehnung des Methodenpapiers abgegeben (<https://aghpt.de/juergen-kriz-minderheitenvotum-zum-methodenpapier-des-wb-29-11-2007/>; Download 27.10.2019).

Bielefeld die Methoden-Professur angenommen hatte, habe ich eine Wette gemacht und bisher nicht verloren: Gebt mir einen komplexen Datensatz und ich zeige euch, dass ich mit denselben Daten, ohne etwas zu fälschen, genau das Gegenteil von den veröffentlichten Ergebnissen rausbekomme. Einfach um deutlich zu machen, dass man eben nicht automatisch zu eindeutigen Ergebnissen kommt, wenn man nur sauber Methoden auf Daten anwendet.

TL: Die Daten selbst sprechen ja nicht. Wissen besteht ja immer schon aus interpretierten Daten.

JK: Es gibt dabei immer Alternativen und ganz, ganz viele Entscheidungen auf dem Weg vom Datum zum Ergebnis. Das ist an vielen Stellen statistisch relevant, weil immer ganz viele Vorannahmen eingehen, die den meisten Leuten nicht bewusst sind. Es gibt gar keinen Grund, warum ich nach rechts gehen muss, ich hätte genauso nach links gehen können – und wenn du das beherrscht, dann kommst du zu anderen Ergebnissen. Aber das begreifen Kliniker in der Regel nicht, denn gute Kliniker sind selten auch wirklich gute Methodiker.

TL: Zur Frage, wie selbst naturwissenschaftliche Erkenntnisse sozial konstruiert werden, gibt es ja mittlerweile eine Menge an Forschung, Bruno Latour oder Karin Knorr-Cetina haben das ja empirisch wunderbar untersucht. Dass man immer noch so naiv glauben kann, die Daten selber seien schon Material, das sich von alleine interpretiert, ist ja eigentlich dumm.

JK: Das Ausmaß an elaborierten und gut gestützten Untersuchungen in der Psychologie über Wahrnehmungsverzerrungen und die gleichzeitige Unfähigkeit und Nicht-Bereitschaft, das auf die eigenen Forschungen und auf sich selbst anzuwenden, ist wirklich erschreckend.

TL: Der andere Punkt, den wir vorhin schon kurz angesprochen hatten, ist aber – und das spielt eine große Rolle in diesen Auseinandersetzungen –, dass es eben auch immer um Interessen geht, die dann im Diskurs invisibilisiert werden. Das ist dann nicht mehr transparent. Man geht kollegial miteinander um, aber wenn es dann um Entscheidungen geht, ...

JK: Genau, das konnte man im Beirat an meinem Minderheitenvotum zum Methodenpapier sehen. Obwohl eigentlich das Methodenpapier des Beirates fast diametral den Theorien der Psychodynamiker entgegen steht und die das auch tendenziell wissen, hat sich kein Mensch getraut, sich dem Minderheitenvotum anzuschließen und auch in den Erörterungen im Beirat zuvor nicht wirklich dagegehalten. Das war eine Phase, in der ich hätte aufstehen müssen und sagen, wenn nicht mal die Analytiker oder die Psychodynamiker begreifen, was hier passiert, wozu soll ich immer als einer gegen elf reden. Damals war mir aber auch nicht klar, dass alles später noch einmal so kommen wird. Die Systemische Therapie war ja fast

durch, und dass wir die humanistischen Verfahren überhaupt noch einmal auf diese Weise da durchschleusen müssen, war mir nicht klar. Das Methodenpapier ist ein Meisterwerk, wie man Dinge verhindern kann oder einen komplexen Gegenstand wie die Psychotherapieforschung so apparativ abhandeln kann, dass das Wesentliche, das nun mal in realer Psychotherapie eine Rolle spielt, tendenziell verfehlt und nicht mehr abgedeckt wird. Das fällt uns jetzt auf die Füße. Man hätte gegen das Methodenpapier viel stärker argumentieren müssen, auch schon im Vorfeld. Ich will jetzt nicht in die methodischen Details gehen. Irgendwann muss diese Geschichte mal erzählt werden – wenn ich wirklich alt bin. Dann muss man auch Namen und Funktionen nennen, denn Wesentliches ist auf sehr ungute Weise von einzelnen Leuten in einer Nacht- und Nebelaktion durchgesetzt worden. Die Psychodynamiker haben das aber voll durchgehen lassen, das war für mich eine Enttäuschung. Ich dachte, die können doch nicht bei etwas zustimmen, was zu ihren inhaltlichen Anliegen so quer liegt ...

TL: ... Die Analytiker sind auch nicht die mutigsten Menschen ...

JK: Ja, aber man kann doch nicht etwas beipflichten, das den eigenen Theorien diametral entgegenläuft. Die tun jetzt so, als ob das alles mit diesen Methodenpapier abdeckbar wäre. Dabei werden Zusammenhänge fragmentiert in einzelne Studien. Die einzelnen Studien werden dann genau und sorgfältig angeguckt, aber dass diese Studien im Zusammenhang stehen, spielt offensichtlich gar keine Rolle. Wenn zwanzig Studien in dieselbe Richtung gehen, aber – weil sie vielleicht ein zu kleines N haben – nicht die genügende statistische Power aufweisen, so wie das im Anfängerlehrbuch steht, dann lehnen sie sie einzeln ab. Dass die zwanzig Studien aber natürlich zusammengerechnet eine ganz andere Power haben, darüber machen sie sich keine Gedanken.

TL: Am 5. Dezember 2019 wirst du 75 Jahre alt. Ist deine letzte Schlacht da schon geschlagen?

JK: Na ja, man fragt sich schon langsam, für wen mache ich das überhaupt? Was zu meiner Zeit an humanistischer Psychotherapie mal war, ist platt gemacht worden. Das wieder aufzubauen dauert Jahrzehnte, weil die natürlich auch aus den Hochschulen verdrängt worden sind. Noch Ende der 90er Jahre hatten zwei Drittel der Universitäten mit Hauptfach Psychologie Forschungsbereiche in diesem Feld, vor allen Dingen in Gesprächstherapie. Es gab Lehrstühle, davon ist nichts mehr übrig.

TL: Die Systemiker sind ja auch nicht gut angebunden an den Universitäten. Wenn man sich den Erfolg der systemischen Praxis außerhalb der Universitäten anschaut, ist das schon bemerkenswert. In der Geschichte der Kybernetik kann man feststellen, dass die Pioniere, die Kybernetiker, eigentlich nie wirklich interessiert waren am Aufbau von Strukturen. Dafür muss

man Fakultäten, Vereine und Verbände gründen, man muss Machtstrategien verfolgen und so weiter. Das waren aber mehrheitlich Leute, die ihren eigenen Interessen gefolgt sind, zum Teil echte Freaks, Ross Ashby, Gordon Pask, Stafford Beer und wie sie alle heißen. Auch die Systemiker haben ja früh ihren Schwerpunkt in der Verbreitung ihres Wissens und ihrer Konzepte außerhalb der Universität gesehen, das war ja auch durchaus lukrativ. Jetzt haben wir eine Situation, in der es an den Unis keine Systemiker in wirklich hochrangigen Positionen gibt.

JK: Da gibt es etwas Ähnliches wie damals bei der Flower-Power-Bewegung, die die Humanistischen Verfahren sehr trivialisiert hat. Auch über die systemische Entwicklung kann man nicht nur begeistert sein. Da gibt es viel systemisches Rumgeblubber von Leuten, die bestenfalls ein Feeling haben, was systemisch sein könnte. Irgendwie hängt dann alles mit allem zusammen, das nennen wir dann systemisch. Dann wird sich auf Maturana, Luhmann oder auch auf Haken berufen, aber wenn davon offensichtlich nicht viel verstanden wurde, kann uns das als Systemiker auch nicht begeistern, egal ob wir anerkannt werden oder nicht.

TL: Es gibt so etwas wie System-Kitsch: Man bastelt zwei, drei Zitate von von Foerster, Maturana und Luhmann zusammen und das ist dann die Abteilung Theorie. Auch das ist dann etwas, was zu Tode popularisiert wird.

JK: Das klingt jetzt wieder so nach der allgemeinen Schelte der Alten, aber wie sieht denn das Studium heutzutage für die Studierenden aus, die durch die Universitäten gejagt werden? Wenn ihnen das Denken abgewöhnt wird, das sie vielleicht noch gerade am Anfang hatten, stattdessen Auswendiglernen abverlangt wird, wenn Verstehen eher hinderlich ist, weil man dann womöglich über eine Multiple Choice-Frage nachdenkt, ob sie richtig gestellt ist. Die sind ja teilweise sehr merkwürdig, um es mal vorsichtig zu formulieren. Am besten lernt man wirklich die Antworten auf Fragen auswendig und beschäftigt sich gar nicht damit, was es bedeutet oder wie die Zusammenhänge sind. Wie sollen solche Leute dann später gute Begründungs- und Verstehenszusammenhänge herstellen können? Insofern hängt das leider miteinander zusammen.

TL: Wann bist du emeritiert worden?

JK: 2010. Das ist fast acht Jahre her.

TL: Deine Aktivität ist ja ungebrochen.

JK: Stimmt, ich habe seitdem fast hundert Publikationen geschrieben.

TL: Unter anderem »Subjekt und Lebenswelt«.²⁵

25 J. Kriz (2017). Subjekt und Lebenswelt. Personzentrierte Systemtheorie für Psychotherapie, Beratung und Coaching. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- JK: Ja, das war nochmal etwas Großes, so eines schreibe ich mit Sicherheit nicht nochmal. Das schaffe ich auch nicht mehr.
- TL: Wie ist dein Rückblick auf dein Leben und wie ist dein Ausblick auf das, was dir noch bleibt?
- JK: Im Rückblick bin ich sehr dankbar für unglaublich viele Zufälle und günstige Konstellationen. Es gab eben damals wirklich ganz andere gesellschaftliche Möglichkeiten als heute, aber auch in meinem persönlichen Umfeld. Dazu gehört auch der Kairos, den richtigen Moment zu erkennen – aber wenn da nichts ist, kannst du auch nichts erkennen. Jetzt haben wir gar nicht über die Familie gesprochen. Natürlich habe ich die Unterstützung von Gila, meiner Partnerin, die Toleranz meiner Kinder. Ich glaube und hoffe, ich war für sie da – und nicht nur der Lichtstreifen unter der Tür zum Arbeitszimmer, wie das ja von Luhmann kolportiert wird. Ich kam viele Jahre mit sehr wenig, vier oder fünf Stunden Schlaf aus. Seit ich emeritiert bin, schlafe ich jedenfalls deutlich mehr. Meine Kinder und meine Frau konnten mich aber immer unterbrechen, das konnte ich gut: aus der Konzentration raus und mich auf etwas anderes konzentrieren. Das ist auch deren Erfahrung. Es war sehr wichtig, dass ich eigentlich jederzeit da war, wenn sie mich brauchten.
- TL: Wie viele Kinder hast du?
- JK: Gila und ich haben zwei gemeinsame Kinder. Unsere Tochter hat Lehramt studiert, ist dann aber in Berlin in der Redaktion eines Schulbuchverlags gelandet. Der Jüngste ist ebenfalls in Berlin als Medieninformatiker. Und aus der ersten Ehe gibt es auch zwei. Der Älteste ist selber Psychologe und Hochschullehrer in Vorarlberg, und meine erste Tochter ist in Wien – Gymnasiallehrerin für Latein und Italienisch.
- TL: Das ist doch eine schöne Bilanz.
- JK: Ja, und was die Zukunft betrifft: Ich möchte mich möglichst ab Ende dieses Jahres mit der ganzen Sache der wissenschaftlichen Anerkennung nicht mehr beschäftigen müssen. Ich fürchte, das wird wohl nicht so ganz gehen. Aber wenn da jetzt keine Jüngeren nachkommen, wird es schwierig, ich kann ja nicht bis 150 die Humanisten im Kampf gegen die deutschen destruktiven Widersacher anführen. Zumal ich mich ja genauso auch als Systemiker fühle. Also ich lasse mich ungern in eine Schublade packen. Irgendwie müssen das jetzt Jüngere übernehmen – und wenn nicht, dann ist es traurig.
- TL: Gibt es was, was damit gar nichts zu tun hat, was du auch pflegst und wofür du dich begeisterst? Du hast ja mit Musik angefangen.
- JK: Ich mache natürlich weiterhin Musik. Ich habe ein Streichquartett, das allerdings vor allem in Streichen von Terminen besteht, aber immerhin doch noch zusammenkommt.

TL: Du spielst immer noch Geige ...

JK: Ja, ich spiele Geige und Musik spielt eine große Rolle. Schreiberisch schwebt mir schon lange ein Buch vor, das würde sinngemäß »Viktor und Jean« heißen. Viktor Frankl und Jean Amery – das Thema finde ich schon seit über 15 Jahren unglaublich spannend. Beide haben zumindest in manchen Aspekten eine ähnliche Biografie, waren als Juden im KZ und dadurch zufällig in eine ähnliche Entscheidungssituation gekommen. Amery hat sich umgebracht, gezielt und philosophisch reflektiert. Frankl war absolut gegen Suizid – das finde ich eine spannende Kontrastierung. Ich würde gerne so ähnlich wie der Irvin Yalom über Freud und Nietzsche, also halb fiktiv, aber mit Fakten grundiert, schreiben. Aber das braucht natürlich auch Zeit.

TL: Das würde ja auch gut zu dir als Träger des Viktor-Frankl-Preises²⁶ passen.

JK: Ich würde gerne noch mal mit Elly Frankl darüber sprechen, die lebt ja noch, weiß aber gar nicht, ob sie da wirklich begeistert wäre von solch einem Projekt. Auch ein Grund, weshalb ich da eher noch zurückhaltend war.

TL: Amery und Frankl, die hast du dir ja ausgesucht da als Antipoden in Bezug auf die Suizidfrage, inwiefern beschäftigt dich das selbst?

JK: Mich interessiert dabei, wie kann eine in manchen Aspekten ähnliche biografische Erfahrung zu unterschiedlichen Einstellungen führen. Wie haben die beiden ihre Erfahrungen mit dem Konzentrationslager verarbeitet? Suizid ist ein Brennpunkt in Hinblick auf die Selbstbestimmtheit der Lebensführung und beide haben dazu sehr unterschiedliche Einstellungen entwickelt. Für mich selbst ist völlig klar, das kommt nicht infrage. Ich möchte im Falle des Falls auf lebensverlängernde Maßnahmen verzichten, aber ich würde mich nicht umbringen.

TL: Lieber Jürgen, wir haben eine ziemliche Tour durch dein Leben unternommen. Ich danke dir für das schöne und sehr persönliche Gespräch und wünsche dir noch viele gute und genussvolle Jahre.

26 2004 erhielt Jürgen Kriz den Großen Preis des Viktor Frankl-Fonds der Stadt Wien für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der sinnorientierten humanistischen Psychotherapie.